Nr. 384. 35. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Dienstag, 31. Juli 1906

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

„Unpreussisch!"

Man kann die jüngst in der breitesten Oeffentlichkeit zur Sprache gebrachten skandalösen Vorgänge innerhalb unserer Kolonialverwaltung mit keinem besseren Worte charakterisieren als mit dem Eigenschaftswort „unpreußisch". Nun ist es ja richtig, daß es im alten Preußen niemals eine Kolonialverwaltung gegeben hat, man also, streng formell genommen, auch nicht von einer unpreußischen Verwaltungsmethode reden kann. Aber bei einigem guten Willen werden nicht etwa nur die Leser, nein, die Herren an der Spitze der Kolonialverwaltung ganz gut verstehen, was in diesem Falle unter „unpreußisch" allein gemeint ist und allein gemeint sein kann.

Unter „preußisch" verstand und versteht man in Verwaltungsangelegenheiten äußerste Strenge, äußerste Pünktlichkeit, eine fast bis auf die Spitze getriebene Sparsamkeit und eine rücksichtslose Handhabung aller Kontrollvorschriften. Was man demnach unter „unpreußisch" versteht, ergibt sich für jeden denkenden Menschen von selbst. Nun fragen wir, ob man nach den bisherigen Veröffentlichungen über die Affäre Fischer und Tippelskirch bei unserer Kolonialverwaltung von einer Methode sprechen kann, die sich in der gesamten Welt unter der Bezeichnung „preußisch" des rühmlichsten Zeugnisses selbst bei unseren erbittertsten Gegnern zu erfreuen hat. Schon jetzt nach den vorliegenden, bisher unwidersprochen gebliebenen Tatsachen muß man zu dem Urteile gelangen, daß die Verwaltungsgrundsätze in unserer Kolonialabteilung den alterprobten preußischen schmurstraks widersprechen. Wenn Preußen aus allen den schweren inneren und äußeren Erschütterungen seines Staatslebens immer wieder siegreich zum Staunen der Welt hervorgegangen, so hat es diese Unzerstörbarkeit seines Staatswesens nicht in letzter Linie seiner hinsichtlich der Gewissenhaftigkeit nicht zu überbietenden Verwaltung zu verdanken. Kann man angesichts der tief beklagenswerten Vorgänge innerhalb der Kolonialverwaltung etwa behaupten, daß dort die gleichen Grundsätze geherrscht haben wie im alten Preußen?

Aber dieses unpreußische Wesen innerhalb der Kolonialverwaltung datiert nicht erst von heute und gestern. Solange die Firma v. Tippelskirch u. Co. existiert, ist es doch eine gerichtskundige Tatsache sozusagen, daß einer der höchsten Beamten im Deutschen Reiche mit beträchtlichen Kapitalien an diesem Geschäfte beteiligt war. Oder wird Herr v. Podbielski es etwa in Abrede stellen, daß er noch als Staatssekretär im Reichspostamte mit großen Geldsummen an dem genannten Geschäfte beteiligt war, das hauptsächlich mit Lieferungen für das Reichskolonialamt betraut war? Es ist ja richtig, daß unser guter Pod für seine Person seine Beziehungen zu der Firma gelöst hat; indessen, daß seine nächste Familie nicht in engen Beziehungen zu dem Hause v. Tippelskirch u. Co. verblieben ist, kann nicht in Abrede gestellt werden. Unseres Dafürhaltens ist ein derartiges Verhalten seitens eines der höchsten Beamten unpreußisch in dem Sinne, wie wir das Wort aufgefaßt wissen wollen. Preußisch dagegen verhielten sich Minister wie der Dr. Friedenthal oder Möller, die beide ihre rein geschäftlichen Unternehmungen mit dem Tage ihres Eintritts in das preußische Ministerium aufgaben.

Daß ein Großgrundbesitzer die Verwaltung seiner Liegenschaften und der mit ihnen verbundenen landwirtschaftlichen Industrien nicht ohne weiteres aufgeben kann, sobald er ein hohes Staatsamt oder sogar ein Ministerialressort übernimmt, ist für jeden unbefangen Denkenden selbstverständlich. Aber es ist eben ein Unterschied zwischen der Verwaltung solch eines Besitzes und der Beteiligung an einem kaufmännischen Unternehmen, das hauptsächlich für Rechnung des Staates arbeitet. Je mehr man sich in die Einzelheiten dieser höchst unerquicklichen Kolonialaffäre zu vertiefen gezwungen ist, umsomehr muß man zu dem Ergebnis gelangen, daß dort alles so unpreußisch wie nur denkbar hergegangen ist und noch hergeht. Soll das Reich nicht noch viel ärgeren Schaden erleiden als bloß materielle Einbußen, dann ist es höchste Zeit, mit jenen unpreußischen Zuständen so rasch und so gründlich wie möglich Kehraus zu machen. Wir leben jetzt in dem Säkularjahre von Jena. Da ist es schicklich, daran zu erinnern, daß jene unheilvolle Katastrophe auch nur deshalb über unseren Staat hereinbrach, weil unter dem Nachfolger des großen Friedrich eine leider nur zu gründliche Abkehr von jenem alten preußischen Wesen in der Staatsverwaltung sich bekundete. Das vorjenaische Preußen war gewissermaßen unpreußisch. Deshalb ging der Staat in einem Augenblick der Gefahr zugrunde. Nach der Katastrophe raffte sich der niedergebrochene Staat wieder auf, alles unpreußische Wesen wurde abgetan, und die herrlichen Früchte der Umkehr konnten in den Kriegen von 1813 bis 1815 eingeheimst werden.

Wir wissen uns von allen übertrieben partikularistischen Anwandlungen vollkommen frei, allein die Gerechtigkeit in der Beurteilung geschichtlicher Tatsachen zwingt dazu, die gegenwärtige Reichskolonialverwaltung als unpreußisch zu charakterisieren in dem eben näher gekennzeichneten Sinne. Die Nutzanwendung aus diesen Betrachtungen ergibt sich von selbst.

* * *

Die Affäre Fischer zieht immer weitere Kreise. Wie man hört, hat der Kaiser von seiner Nordlandsreise aus telegraphisch rücksichtsloses Vorgehen gegen den Verdächtigen angeordnet. Die Verhaftung des Majors Fischer soll auch erst erfolgt sein, als er des ihm zur Last gelegten Vergehens der Bestechung für überführt gelten mußte. Die Verhaftung geschah auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, dem das Anklagematerial im ganzen Umfange vortragsweise zur Entscheidung unterbreitet worden war. Es heißt, der oberste Kriegsherr habe hierbei den Ausspruch getan: „die ganze Strenge des Gesetzes solle auf den Schuldigen angewendet werden." Auf das Eingreifen des Kaisers wird es auch zurückgeführt, daß jetzt die Untersuchung auch auf den unmittelbaren Vorgesetzten des Majors Fischer, den Chef des Stabes beim Oberkommando der Schutztruppen, Oberst Ohnesorg ausgedehnt worden ist. Dem Obersten, der nebenbei erwähnt, auch außeretatsmäßiges militärisches Mitglied des Reichsmilitärgerichtes ist, wird mangelnde Kontrolle seines Untergebenen, Major Fischer zum Vorwurf gemacht.

Die Anzeige gegen Major Fischer ist übrigens nicht wie der „Lokalanz." gestern mitgeteilt hatte, von der Ehefrau und einem Vetter des Majors Fischer, sondern von Frau v. Tippelskirch eingereicht worden, die von ihrem Gatten getrennt lebt und im Scheidungsprozeß liegt. Auch ein Vetter des Herrn v. Tippelskirch soll gleichzeitig Anzeige an die Kolonialabteilung erstattet haben: Die „Darlehen", die Major Fischer erhielt, rührten aber nicht allein von Herrn v. Tippelskirch her, sondern von verschiedenen Teilhabern der Firma Tippelskirch u. Co. und von Leuten her, die an der Firma pekuniär interessiert sind. Ueber die Beteiligung der Firma Tippelskirch an der Affäre läßt sich dieselbe Quelle, die die Regierung sich in diesem Falle als Sprachrohr für ihre spärlichen Verlautbarungen erklärt hat, wie folgt vernehmen:

> Wenn einige Blätter behaupten, die Firma habe schlecht geliefert, so ist das unrichtig. Das Gelieferte war gut, die Preise aber, die dafür verlangt, bewilligt und aus der Staatskasse sofort bar bezahlt wurden, waren zu hoch bemessen. Wird jetzt nachgewiesen, daß diese Bewilligung zu hoher Preise durch Bestechung, also auf unlauterem Wege erreicht wurde — und das soll bereits geschehen sein —, so dürfte dem Staate das Recht zustehen, den noch laufenden Vertrag mit der Firma vor der Ablaufsfrist und ohne Schadenersatz zu kündigen respektive zu lösen.

Daß dieselbe offiziöse Stelle, die 24 Stunden früher behauptet hatte, eine strafbare Handlung liege „kaum" vor, heute die Bestechung als bereits erwiesen zugeben muß, ist ein drastischer Beleg dafür, daß man es auch in diesem Stadium der Dinge noch immer mit einer kläglichen Vertuschungspolitik versuchen möchte. Wir warnen noch einmal vor dieser Politik, die nur neuen bösen Gerüchten und dem schlimmsten Verdacht gegen die gesamte Verwaltung neue Nahrung geben würde.

* * *

Eine Disziplinaruntersuchung gegen den früheren Gouverneur von Togo, Horn, ist, wie die „Disch. Tagztg." mitteilt, eingeleitet worden. Gegen Horn schwebte vor zwei Jahren ein gerichtliches Verfahren wegen Grausamkeit an einem Eingeborenen, das mit der Verurteilung zu einer Geldstrafe von 900 Mark endete und seine Stellung zur Disposition zur Folge hatte. Jetzt ist auf Grund des damals zutage geförderten Materials eine Disziplinaruntersuchung gegen den ehemaligen Gouverneur angeordnet worden.

Französischer Besuch auf der „Hamburg".

Wilhelm II. über die Presse.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

△ **Paris,** 31. Juli.

Wie erinnerlich, lud Kaiser Wilhelm im Hafen von Bergen Gaston Menier, den Besitzer der französischen Dampfjacht „Ariane", und seine Begleiter zum Diner auf der „Hamburg" ein. Menier ist Deputierter und Eigentümer der berühmten Schokoladenfabrik, und er war der intimste Freund Waldeck-Rousseaus. Auf Meniers Jacht reiste Waldeck, als er 1902 mit dem Kaiser an der norwegischen Küste zusammentraf, und der Kaiser machte damals die Bekanntschaft Meniers. Die „Ariane" ist jetzt nach Frankreich zurückgekehrt, und „Figaro" und „Matin" bringen einige Mitteilungen über die Begegnung bei Bergen.

An Bord der „Ariane" befanden sich außer Gaston Menier sein Sohn Georges mit seiner Gattin, seine Tochter, Frau Journet mit ihrem Manne, ferner der in Paris lebende Herausgeber der Brüsseler „Petit Bleu", Gaston Berardi, Dr. Barbarin und René Cotenet. Am Morgen des 6. Juli trafen „Ariane" und „Hamburg" im Hafen von Bergen ein. Bald darauf kam von der „Hamburg" ein Adjutant herüber, der die Grüße des Kaisers überbrachte und mitteilte, der Kaiser wünsche die „Ariane" zu besichtigen. Der Kaiser erschien um 11 Uhr, begleitet von den Herren v. Rücker-Jenisch und Professor Schiemann. Menier stellte seine Begleiter vor. Der Kaiser sprach lange von Waldeck-Rousseau und sagte, es habe auf ihn selten ein Staatsmann einen so tiefen Eindruck gemacht. Die Todesnachricht habe ihn aufrichtig geschmerzt, er bedauere das Land, das diesen Mann verloren habe.

Man plauderte dann von Pariser Moden, von Damenhüten, besonders von der Frage, ob die Damen im Theater die Hüte aufbehalten dürfen, vom russisch-japanischen Krieg, vom Aufblühen Japans, von der Literatur und der Marine. Die Franzosen baten den Kaiser um die Erlaubnis, ihn photographieren zu dürfen, was er mit Vergnügen gestattete. Menier zeigte ihm die Photographien seiner Enkel, worauf der Kaiser zu Meniers Töchtern sagte: „Sie müssen zugeben, meine Damen, daß die Großväter im zwanzigsten Jahrhundert beinahe junge Leute sind." Der Kaiser ließ den Damen aus Deutschland mitgebrachte Orchideen überreichen und sagte: „So schöne Blumen wachsen auf unseren Schiffen!" Dann lud er die ganze französische Gesellschaft zum Diner auf der „Hamburg" ein.

Römische Sommerfreuden.

(Von unserem Korrespondenten.)

Rom, Ende Juli.

(Nachdruck verboten.)

Um Rom gründlich kennen zu lernen, braucht man bekanntlich ein Menschenleben, und dann — kennt man es doch noch nicht. Denn vom kulturhistorischen, weltgeschichtlichen, ästhetischen Rom ganz abgesehen, gibt es zwei Rom, zwei ewige Städte. Die ewige Stadt der Saison, wie der Fremde, der Welt- und Museumsbummler, der Kunstenthusiast und Forscher sie kennt, und die ewige Stadt des Sommers, wie der Eingeborene sie einmal kannte. Ich sage „kannte"; denn längst pflegt jeder Römer, der ein wenig auf sich hält, von den erhabensten Spitzen der Gesellschaft bis zum Wäschermädel herab, dem sommerlichen Scirokkokessel den Rücken zu kehren. War in der Fremdensaison, von November bis Mai, die ewige Stadt in der Besuchstoilette, so gibt sie sich in der heißen Zeit, wie sie von Natur und durch den Einfluß des Klimas ist: träge, indolent, nur in den Abendstunden aus dem Vegetieren erwachend, eine Schöne, die sich verschlafen auf dem Pfühle reckt und die Augen reibt. „Gestern" — schreibt der englische Regierungskommissar R. Brooke um 1800 aus Rom — „gestern machte ich einer Dame der Römischen Aristokratie meine Aufwartung. Sie ließ mich etwas warten, bis ich eintreten konnte, und entschuldigte sich dann, sie habe erst ihr Hemd anziehen müssen. Die Römischen Damen empfangen nämlich, von den kühleren Monaten abgesehen, gern im Bett, wo sie ohne Hemd liegen. Ich fragte die Dame nach dem Grunde dieses Gebrauches, und sie erklärte mir, erstens ruhe man so frischer, und zweitens könne man, nur vom Leintuch bedeckt, die Flöhe besser fangen. Hoffentlich, fuhr die Römische Signora fort, denken Sie deshalb nicht übel von uns. Das Hemd im Sommer läßt zu sehr schwitzen; kommt aber jemand zu uns, während wir vom Leintuch bedeckt sind, so sieht er nur das Gesicht, und der Anstand wird nicht verletzt. Das ist vielmehr weit anständiger als unsere Gesellschaftstoiletten, bei denen der ganze Busen frei liegt."

Die Tage, wo die Römischen Damen — wenigstens die wirklichen „Damen" — in jenem Gewand ihre Bekannten — sogar ihre platonischen — empfingen, sind längst vorbei. Jetzt weilt überhaupt keine Signora mehr in Rom, außer sie müßte es aus diesem oder jenem Grunde. Alles ist ausgeflogen, von Hof, Diplomatie und Volksvertretung bis zum kleinen Beamten, und wer nicht schon fort ist, packt seine Koffer. Die noch hier Weilenden beklagen lief, daß sie nicht mehr gut das Beispiel des Herzogs Adolfo von Este oder des San Filippo Neri — der „humoristischen Heiligen" Goethes — nachahmen und die sonnendurchglühten Straßen und Plätze im Adamkostüm durchwandern können. Denn die Römer sind heute kultiviert, und die Tatsache, daß ein naiver Yankee sich heute kapitolinische Sammlung in Hemdärmeln und letzthin die kapitolinische Sammlung in Hemdärmeln und ohne Kragen durchstreifte, hat zu Protesten in der Presse Anlaß gegeben. Als ob der biedere Landsmann Buffalo Bills nicht vielmehr zu loben wäre; zeugte es doch nur von geläutertem künstlerischem Empfinden, daß man sich auf klassischem Boden desselben oder doch eines ähnlichen Gewandes bedienen wollte wie die Götter und Helden, die alle Welt als Vorbilder der Schönheit verehrt.

„Chiusura estiva" — das heißt: wegen des Sommers geschlossen, ist heute auf den meisten Hotels und Pensionen zu lesen, und auch die Geschäfte und Läden, ja sogar Fleischer, Bäcker usw. schließen über Mittag und bis abends sechs Uhr. Die Zeit vom Mittag bis zum Abend ist des Sommers den Römern heilig — es sind drei Monate, wo es von ihnen heißt: „Sie säen nicht, sie ernten nicht und unser himmlischer Vater ernährt sie doch." Ja, höchst seltsam, er nährt sogar noch dazu das Heer von Rittern, Knappen und Damen der Bettelindustrie, das gerade im Sommer sich wie ein Heuschreckenschwarm über Rom ergießt und mit der Standhaftigkeit einer Schildwache jede Straßenecke, besonders in den feineren Vierteln, besetzt. In der Fremdensaison hat die Polizei auf diese Gesellschaft ja ein Auge, um den guten Ruf der Stadt zu wahren; im Sommer, wenn der letzte Fremde weg ist und höchstens ein Dutzend Yankees ihr Wesen treiben, fehlt aber dieser Grund, und die Polizei hat anderes zu tun, als gegen etwas einzuschreiten, was zum eisernen Bestand der ewigen Stadt gehört, und das keinen Eingeborenen geniert.

Nur drei Lichtpunkte hat das sommerliche Rom: die Piazza Colonna mit den Abendkonzerten, die Ausflüge nach den Castelli Romani, und endlich — ja: sei gegrüßt, du germanischer Stern am Römischen Firmament — den großen Bierkeller Terroni. Aber die auf allen Seiten von Häuserwänden eingeschlossene Piazza Colonna gibt nur die Illusion der Abendkühle; die Fahrt nach den Castelli bedeutet Lebensgefahr oder doch Verkürzung des Lebens durch stundenlange Zugverpfützungen; ideal ist nur der große Biergarten vor der Porta Pia, wo Stephan Weil, der trefflichste aller Brauer Münchens, und seine bayerischen Braugesellen uns durch einen Stoff erquicken, der selbst nach deutschen Begriffen bierehrlich ist. Freilich, diese Bierfabrik — wie die Italiener in ihrer pietätlosen Weise sagen — muß mit ihrer prächtigen Einrichtung selbst das anspruchvollste Bajuvarenherz erfreuen. Uebrigens „Castelli": so heißen Frascati, Albano und all die Weinnester, die das prächtige antike Weinhuhn Horatius Flaccus im Auge hatte, da er sang: „Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus". Wer auch nur ein klein wenig Weinzunge besitzt, dem schweben diese zuletzt von Richard Voß verewigten Orte wie ein holder Traum vor. Aber nur ein wie Traum! Denn nach jenem Bacchuseldorado zu gelangen, ist relativ schwieriger als zum Beispiel von Berlin nach Rom. Da setzt man sich in Berlin in den Speisewagen, trinkt sein Pilsener, bis bei Verona die strohumflochtenen Fläschchen an die Stelle der lieben blonden Flasche treten und — nach ein paar Stunden schon taucht die Peterskuppel auf. Aber nach Frascati kommen? Und gelangt man nach einer Odyssee von Charakterstärke und Geduld wirklich hin — wie kommt man zurück? Wenn die paar Trambahnwagen von der Menge